

GELDIRRTÜMER FOLGE 14

Sparen,
leicht gemacht

Geld anlegen ist gar nicht so kompliziert, wie viele denken. Mit ein paar einfachen Faustregeln bekommt das jeder hin.

Von Andreas Hackethal

Gleich zu Beginn ein kleines Quiz, um für Faustregeln bei der Geldanlage zu werben: Wie lange müssen Sie Ihr Geld in Aktien anlegen, bis es sich bei einem durchschnittlichen Zinssatz von sechs Prozent pro Jahr verdoppelt wird? Wenn man gerade keinen Taschenrechner zur Hand hat, müssen die meisten von uns wohl grob schätzen: 15 Jahre oder doch nur zehn Jahre? Die richtige Antwort liegt bei 11,9 Jahren.

Eine hilfreiche Faustregel bringt Sie auch ohne Taschenrechner nahe an diese Lösung: Es handelt sich um die 72er-Regel. Sie teilen die Zahl 72 durch den Zinssatz (ohne Prozent) und erhalten als Ergebnis die Anzahl Jahre, die es für eine Verdoppelung der Einmalanlage ungefähr braucht. In unserem Fall sind es 72 geteilt durch 6, also zwölf Jahre – und das liegt sehr nahe an dem tatsächlichen Wert von 11,9. Die Regel funktioniert ganz ordentlich selbst für niedrigere und höhere Zinsen. Wenn Sie Ihr Geld zu einem Prozent Sparzinsen anlegen, dann dauert eine Verdoppelung, schnell geschätzt, 72 Jahre; genau sind es 69,7 Jahre.

Und die Faustregel lässt sich auch bei anderen Fragen anwenden, nämlich: Wie lange dauert es, bis die Inflation die Hälfte Ihres Vermögens entwertet? Bei einer Inflation von drei Prozent wären dies 72 geteilt durch 3, also 24 Jahre. Wenn Sie also als vierzigjähriger Ersparter unter Kopfkissen legen, dann können Sie sich bei Renteneintritt mit 64 nur noch halb so viel dafür leisten wie heute.

Faustregeln können gute Entscheidungshilfen sein in Situationen, in denen man eine schnelle Antwort braucht und nicht alle relevanten Informationen zur Hand hat, oder im Gegenteil in Informationen versinkt, aber nicht weiß, welche wie zu berücksichtigen sind. Die meisten Faustregeln speisen sich entweder aus mathematischen Vereinfachungen, empirischen Durchschnittswerten oder plausiblen Lebenserfahrungen.

Faustregeln begegnen uns in vielen Lebensbereichen. Bei der Ernährung blickt uns auf fast jeder Lebensmittelpackung die Empfehlung an, pro Tag 2000 Kilokalorien zu uns zu nehmen. Die neuen digitalen Schrittzähler fordern uns zu 10.000 Schritten pro Tag als gesundes Bewe-

gungsmaß auf, und beim Schach gilt: Springer am Rand bringt Kummer und Schand. Einige Faustregeln sind verlässlicher als andere und klar ist, dass auch gute Faustregeln nicht in allen Situationen die beste Entscheidungsgrundlage liefern, sondern zu krassen Fehlentscheidungen führen können. 2.000 Kilokalorien pro Tag sind für den Gewichtstheber zu wenig und für den Fastenenden zu viel. Auch im Finanzbereich gibt es bessere und schlechtere Faustregeln, und auch die besseren passen nicht immer, sondern können nur Richtschnur sein. Nachfolgend vier Beispiele.

Eine der wichtigsten Grundregeln bei der Wertpapieranlage ist zweifellos die breite Streuung der angelegten Mittel über verschiedene Titel hinweg. Es existieren unzählige theoretische Modelle, die beschreiben, wie die Mittel konkret optimal gestreut werden sollten – angefangen beim Ansatz von Harry Markowitz aus dem Jahre 1952 bis hin zu werbewirksamen, sogenannten Smart-Beta-Strategien heutiger Anbieter.

Neben all den Modellen gab es aber schon immer eine einfache Faustformel, nämlich die sogenannte 1/n-Regel. Diese besagt, dass man seine Mittel in gleichen Anteilen auf die verfügbaren, unterschiedlichen Wertpapiere aufteilen sollte. Stehen zum Beispiel zehn Fonds zur Auswahl, dann sollte ein Zehntel der Mittel in jeden Fonds fließen. Die Regel passt natürlich nicht, wenn alle zehn Fonds in dieselben deutschen Aktien investieren, weil dann zusätzliche Fonds kein Mehr an Streuung bedeuten. Aber wenn zehn Aktienfonds zum Beispiel unterschiedliche weltweite Schwerpunkte haben, dann lässt sich so eine sehr ordentliche Streuung erreichen.

Das überraschende Ergebnis: Auch wenn aufwendige Simulationsanalysen zum Performancevergleich herangezogen werden, schneidet die 1/n-Regel langfristig nicht schlechter ab als die meisten ausgefeilten Optimierungsalgorithmen. Das zeigt auch, dass die häufig diskutierte Frage, ob man die Regionen in seinem Weltmarktportfolio nach der Marktkapitalisierung oder besser nach der Wirtschaftskraft der Regionen gewichten sollte, für Privatanleger eine müßige ist.

Eine zweite populäre Faustformel betrifft die Frage, wie das eigene liquide Vermögen zwischen Aktien und Anlei-

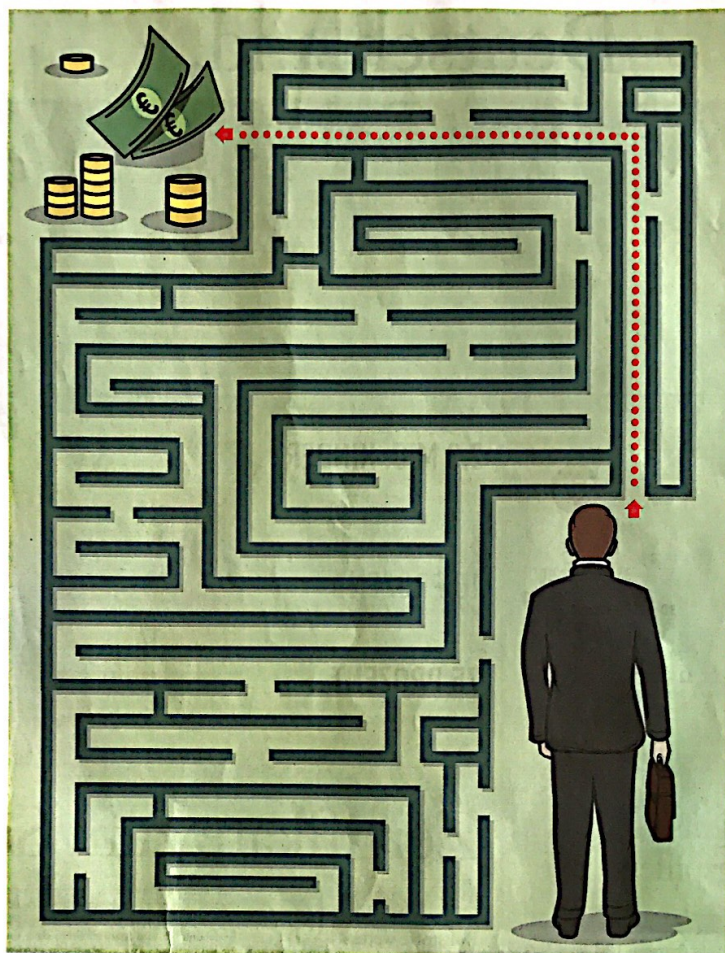


Illustration Getty

hen aufzuteilen ist. Gemäß der 100-minus-Alter-Regel zieht man einfach sein aktuelles Alter von der Zahl 100 ab und erhält so den empfohlenen Aktienanteil. Alle Dreißigjährigen sollten also 70 Prozent ihres Ersparnis in Aktien anlegen. Es ist offensichtlich, dass die Regel allzu pauschal ist und es unzählige Gründe gibt, im individuellen Fall davon abzuweichen. Aber die Faustregel bietet dennoch eine wichtige Richtschnur. Mit zunehmendem Alter reduziert sich der Anlagehorizont des Anlegers und damit auch meist die Risikotragfähigkeit. Noch wichtiger jedoch ist, dass mit dem Alter der Gegenwartswert des zukünftigen Arbeitsinkommens abnimmt, ganz einfach,

weil weniger Bezugsjahre verbleiben. Weil für die meisten Sparer das Arbeitsinkommen jedoch ein sicherer Posten auf der persönlichen Bilanz ist, schmilzt dieser sichere Posten mit zunehmendem Alter immer weiter ab.

Dem sollte der Sparer entgegenwirken, indem er bei seinen Geldanlagen von eher riskanten in eher sichere Anlageformen unschichtet, damit sich das Gesamtrisiko nicht über ein gesundes Maß hinausbewegt. Im Umkehrschluss bedeutet der Zusammenhang zwischen Arbeitsinkommen und dem Kapitaleinkommen, dass Arbeitnehmer mit sicherem Arbeitsinkommen – ein Paradebeispiel sind junge Beamte – den größten Teil ih-

rer freien Mittel in Aktien anlegen sollten. Dies freilich nur, so eine andere Faustregel, nachdem sie das Äquivalent von drei Monatsgehältern als Liquiditätsreserve beiseitegelegt haben.

Die dritte hier skizzierte Faustregel, die sogenannte Vier-Prozent-Regel, bezieht sich auf die Entsparphase im Alter. Sie ist besonders in Ländern wie den Vereinigten Staaten populär, wo die Vermögensbildung über private und betriebliche Altersvorsorgevehikel eine große Bedeutung hat. Die Regel besagt, dass man im Rentenalter dauerhaft vier Prozent des Vermögens, das man zum Zeitpunkt des Renteneintritts angespart hat, jährlich verbrauchen kann. Ein Vermögen von

600.000 Euro überträgt sich also in eine jährliche Rente von 24.000 Euro und entsprechend in eine monatliche Rente von 2000 Euro. Dieser absolute Betrag soll über die Jahre unverändert bleiben können und nur noch an die Inflation angepasst werden.

Die Faustregel ist konzipiert für Menschen, die eine durchschnittliche Lebenserwartung haben und ihr Restvermögen im Alter gut verzinst anlegen. Auch diese Faustregel kann nur Richtschnur sein und versagt, wenn die Person in Frührente geht, Geld vererben will oder im Alter stattdessen in Aktien investiert ist. Als grobe Richtschnur kann sie jedoch hilfreich sein, wenn man sich fragt, wie viel bei Renteneintritt angespart sein muss, um eine etwaige Rentenlücke aufzufüllen. In Umkehrung der Vier-Prozent-Regel bedarf es für jeden Hunderter mehr Monatsrente im Alter 100 Euro mal zwölf Monate geteilt durch vier Prozent und damit in unserem Beispiel 30.000 Euro mehr Vermögen bei Renteneintritt. Dieses Resultat mag manche erschrecken und genau deshalb einen wichtigen Impuls für mehr eigene Altersvorsorge geben.

Immer dann jedoch, wenn Faustregeln eingesetzt werden, nur um dem eigenen Bauchgefühl einen analytischen Anstrich zu geben, ist Vorsicht angesagt. Denn dann besteht die Gefahr, dass klassische Geldirrtümer mit Hilfe einer Faustregel plausibilisiert und fehlerhafte Entscheidungen legitimiert werden.

Nehmen wir als viertes Beispiel den Umgang mit Finanzrisiken. Neuere Studien zeigen, dass Anleger bei der Bewertung des Risikos einer Anlage als Faustregel die reine Verlustwahrscheinlichkeit heranziehen und damit wichtige andere Merkmale wie die Höhe der möglichen Verluste und Gewinne außer Acht lassen. Dann kommen Anlageformen, die mit geringer Wahrscheinlichkeit hohe Verluste bringen (Anleihen) bei den Anlegern systematisch besser weg als solche, die mit hoher Wahrscheinlichkeit zu geringeren Verlusten führen (Aktienfonds), obwohl Letztere vielleicht weit besser ins Portfolio passen würden.

Zusammenfassend können Faustregeln wichtige kleine Helfer sein, die brauchbare Schätzwerte für die Entscheidungsvorbereitung oder für den berühmten Plausibilitätscheck liefern. Gefährlich werden sie dann, wenn der Anwendungsfall von der Norm abweicht und noch viel mehr, wenn man sie blindlings oder unbewusst einsetzt, denn dann entscheidet nur das Bauchgefühl, und das allein ist im Umgang mit Finanzen meist ein ganz schlechter Berater. Schon die großen Verhaltenswissenschaftler Daniel Kahneman und Amos Tversky kommen in ihrer bahnbrechenden Arbeit aus dem Jahr 1974 zu dem Schluss, dass sich Menschen immer wieder auf dieselben wenigen Faustregeln verlassen. Diese führten zwar ab und an zu schweren individuellen oder gar systematischen Fehlentscheidungen, seien aber häufig recht brauchbar.

Andreas Hackethal ist Finanzprofessor an der Frankfurter Goethe-Universität und Programmleiter am dortigen Forschungszentrum SAFE.

■ WIE GEHT ES WEITER?

29. Januar: Warum wir uns nicht die Star-Anleger zum Vorbild nehmen sollten

■ DAS SONNTAGS-WETTER

HEUTE

DEUTSCHLAND

MONTAG

DIENSTAG